

Etwas vom Witz [Schluss]

Autor(en): **Haggenmacher, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1917-1918)**

Heft 8

PDF erstellt am: **02.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665782>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ergüß.

(Zürcher Mundart)

Häst öppertem es Urecht ta,
Stahl's allethalbe wohl der a,
Di schön z' verergüßiere.
's händ alli Mensche's glichlig Recht;
Drum seb's en Herr sei oder Chnecht,
Säg, ohni di z'scheniere:
„Ergüßi!“

Mit Pflegeleie gönnt me nüt,
Es früntlis Wese scheßed d'Lüt,
Und 's höfli si tuet s' freue.
Me schüßt im Lebe menge Bock,
Und schüßist eine, bis fen Stock,
Und las di 's Wort nid greue:
„Ergüßi!“

Gang gradus ohni Schmeichelei,
Ken Hückler und im Urteil frei;
's mags mänge nid verträge,
Doch blib nu eineweg debi
Und überwind di, höfli z'si,
So langs es tuet, und z'säge:
„Ergüßi!“

Doch mueßt au wüsse, z'vil ist z'vil;
Wenn's öpper gar au tribe will
Mit Lüge und Bitrüge,
Dennsäg dis Sprüchli frank und frei,
Daß jede merkt, wie's ufz'neh sei:
„Es ist e Schand, so z'lüge —
Ergüßi!“

Etwas vom Witze.

Klauderei von Prof. Otto Guggenmacher.

(Schluß.)

Doch genug vom Wortwitz, damit wir nicht selbst ins Kalauern verfallen. Der Sachwitz pflegt tiefer zu graben, schon deswegen, weil er das Spiel mit Gegensätzen liebt, wie zum Beispiel in Sinnsprüchen, Glossen, Epigrammen. Von Lichtenberg, wenn wir nicht irren, stammt der Spruch: „Bücher sind Spiegel, darin sich spiegelt des Lesenden Antlitz. Guckt ein Schimpanse hinein, schaut kein Apostel heraus.“ Vor dem Fasse des Diogenes, der nichts weiter begehrt, als daß der König ihm aus der Sonne trete, sagt Alexander der Große: „Wäre ich nicht Alexander, so wünschte ich Diogenes zu sein.“ Der Sachwitz erweitert sich oft zum Tatwitz, in dem wiederum die mit dem Witz nahe verwandte Ironie eine Rolle spielt. Es war ein Tatwitz Friedrichs des Großen, als er eine Schmähschrift auf ihn öffentlich anschlagte: „Tiefer hängen, damit die Leute sehen, was für schlechte Menschen es gibt.“ Darf man Religionsstiftern auch Witz zuschreiben, zum Beispiel Jesu? Oder sind sie zu ernst dafür? Warum denn? Auch im Witz kann ein edler, ja heiliger Ernst liegen. Jesus bediente sich nicht selten der Ironie, die ja auch auf dem Untergrunde des Gegensätzlichen aufbaut, wie der Sachwitz. Wer will es verwehren, einen feinen Tatwitz darin zu sehen, daß Jesus ein Kind unter die sich überhebenden Jünger stellte mit den Worten: „Wenn ihr nicht werdet wie eines dieser, so möget ihr nicht eingehen in das Reich Gottes.“

Man redet von guten, schönen, „träfen“, ungesuchten, harmlosen, zahmen, gutmütigen, feinen Witzern, aber auch von schlechten, faulen, faden,

blöden, gemachten, gemeinen, derben, saftigen, unsaubern, bössartigen und böshaftern. Es ist eben mit dieser Würze des gesellschaftlichen Verkehrs und geistigen Lebens wie mit der Würze von Speise und Trank; gleich dieser kann sie gefälscht und verdorben sein. Der wahrhaft edle gesunde Witz will nicht kränken und beleidigen, nicht Anstoß erregen, sondern nur erheiternd anregen, selbst da, wo in ihm ein berechtigter Tadel versteckt liegt. Harmlos verhält sich meist auch der sogenannte Mutterwitz, die natürliche Veranlagung zum witzigen Gedankenspiele. Er äußert sich unmittelbar ohne lang's Besinnen. Da ist nichts Studiirtes, Erklügeltes, Spintifizirtes, sondern reine Natürlichkeit des Verstandes und der Phantasie, frei von aller berechneten Absicht.

Gesunder edler Witz wirkt wie erfrischender natürlicher Wein. Leider gibt es Leute, die diesem Wein nicht zu Freuden vermögen, sondern in der Einbildung, sie seien unwiderstehliche Witzbolde, einem nur schales, blödes Zeug vorsetzen und zwar mit zudringlichster Unverfrorenheit. Sie meinen bei jeder Gelegenheit einen Witz reißen zu müssen, und wäre er an den Haaren herbeigezogen oder noch so schlecht angebracht und noch so taktlos. Der geistreiche Witzbold läßt sich noch ertragen, nicht aber der geschmacklose Witzling und der, der auf eigene oder anderer Leute Kosten Witze reißt. Schrecken befällt uns, wenn wir einen solchen Witzling von weitem sehen, und wir ergreifen wo möglich die Flucht um die nächste Ecke. Verächtlich erscheinen jedem Edel denkenden jene Witzbegabten, die die ihnen verliehene Gabe zu hämischem Spotte, zu beleidigenden Angriffen mißbrauchen, dessen wohl bewußt, daß das Lächerlichwerden einen Menschen um Achtung und Wirksamkeit bringen kann. „*Le ridicule tue*“ sagt der Franzose nicht mit Unrecht. Künstlerisches Gewand trägt der Witz in der Karikatur, besonders der zeichnerischen. Sie macht sich auch an bedeutendste Gestalten und verdiente Menschen heran, wirkt komisch durch mehr oder weniger starke Übertreibung der leiblichen Formen und begnügt sich meistens mit diesem nur äußerlichen ziemlich harmlosen Angriff. Darum beschauen sich auch kluge Angegriffene fast mit Vergnügen und lächelnd in diesem Spiegel. In den Witzblättern wimmelt es von Karikaturen. Bismarck erschien im Kladderadatsch in der Zeit, bevor er das neue deutsche Reich schuf, fast nie ohne die obligaten drei Haare auf dem fahlen Rundschädel. Den spießbürgerlichen König Louis Philippe stellte die Karikatur meist als Birnenkopf und mit dem Regenschirm bewaffnet dar. Die überschlanke Sarah Bernhardt nahm in den Karikaturen die Gestalt eines zusammenlegbaren, eßig ausgezogenen Maßstabes an, der lange Reichskanzler Bethmann-Hollweg die einer Hopfenstange; den dramatischen Dichter Sudermann zeichnete ein quadratisch abgezirkelter schwarzer Riesenbart aus, u.s.w. Das alles streift schon mehr nur das Gebiet des Scherzes. Törichten Scherz, nein, geradezu sträfliche Dummheit treiben die Leute, die meinen, es sei ein guter Witz, Kinder oder auch furchtsame Erwachsene in Schrecken zu jagen, zum Beispiel durch Verkleidung in einen Geist oder ein Gespenst oder ein schreckhaftes Tier, treiben ferner Leute, die einem den Stuhl heimlich unter dem Rücken wegziehen oder „zum Spaß“ (!) mit einem Schießgewehr auf einen Freund oder nächsten Angehörigen anschlagen. Auch tiefste lebenslängliche Reue macht das Unglück, das aus solchem vermeintlichem Witz nur zu oft erfolgt, nicht mehr gut.

Der sogenannte Treppenwitz fehlte gewiß noch den wenigsten Menschen.

Er gehört zu der ärgerlichen Sorte und besteht eigentlich im Mangel an Witz und geistiger Beweglichkeit zur rechten Zeit. Er hinkt hintendrein, wie ein lahmes Langohr; und wir zupfen uns selbst ärgerlich am Ohr, wenn er uns passierte. Wir haben mit jemand eine Unterredung, eine Verhandlung, vielleicht eine scharfe Auseinandersetzung über etwas Wichtiges gehabt und dabei den Kürzern gezogen, weil wir das Beste nicht vorbrachten, was uns dem andern überlegen gemacht hätte. Erst beim Fortgehen fiel es uns auf der Treppe ein, aber eben zu spät.

Der Volkswitz verfährt oft recht derb, scharf, ungeschliffen und schlägt zuweilen mit Reulen drein; der Salonwitz benimmt sich feiner, glatter, zückt aber oft geschliffene Dolche. Der leider so vielfach nur geheuchelte Anstand, auch die Brüderie, rümpfen manchmal öffentlich die Nase über den derben Volkswitz, im stillen Kämmerlein aber fichern sie auch vergnügt darüber! Die kräftige Würze schmeckt ihnen doch auch. Blöde, schale Witze gehen mehr in den Kreisen der Ungebildeten um, die faulen, giftigen, boshaften und bössartigen mehr in der sogenannten bessern, gebildeten Gesellschaft.

Wie die Tiere nicht lachen, wenigstens nicht in menschlicher Weise, so machen sie auch keine Witze, außer man wollte gewisse Neckereien besonders der Haustiere unter sich und gegen die Menschen für solche nehmen. Die Weltgeschichte nennt man bildlich etwa Dame Historia und schreibt ihr bewußtes Walten zu. Als solchem darf man ihm auch Scherze und Witze zu-
trauen. Und in der That gibt es Vorfälle und Begebenheiten in der Geschichte, die, komisch genug, fast den Eindruck von Witz machen, die sich die Dame erlaubt und zwar mit allerhöchsten Herrschaften. Hat nicht Saul seines Vaters Gefinnen gesucht und dabei eine Königskrone gefunden? Daß es einmal eine Päpstin Johanna gegeben, hält zwar zu beweisen schwer; aber der Witz wäre bei der damaligen Beschaffenheit der Menschen nicht unmöglich gewesen. Napoleon I. mußte auf der Flucht aus Rußland nach Paris in einem sächsischen Schlosse die Kopfnüsse ungestraft kosten, die ihm eine wütende patriotische Köchin mit der geschwungenen Kelle servierte. Sein angeblicher Nefse, Prinz Bonaparte, später Napoleon III., nahm sich gewiß reizend aus, als er aus Ham als Maurergeselle entwich, in kaltschmiertem Schurzfell, die kurze Tonpfeife im Munde, ein schweres Brett auf der Schulter. Pius der Neunte rettete sich 1848 aus der Revolution in Rom als Kutscher der Gräfin Spaur verkleidet. Man denke, der Statthalter Christi auf Erden! Vor dem Volkszorn in Wien floh der allmächtige Minister Fürst Metternich, der Jahrzehnte lang nicht nur die Geschichte Österreichs, sondern Europas bestimmt hatte, in einem Korbe schmutziger Wäsche aus der Hauptstadt. Auch vor einer Kaiserin hat ein ganz gemeiner Nasenfatarrh, wie er jedes Marktweib heimsuchen kann, keinen Respekt. Bei ihrer Flucht aus Paris im Jahre 1870 versah sich die schöne Eugenie in der Eile nicht mit einem Nasentuch, mußte sich, von nur so rinnendem Schnupfen befallen, in das ihres sie begleitenden Leibarztes schneuzen und es immer wieder während der Fahrt außen an dem Schläge der sehr bescheidenen Kutsche zum Trocknen aushängen. So spielt das Leben demütigend respektlos auch mit den Höchststehenden der Erde. Wie ein wundervoller Witz mutet es aber an, wenn die Königin Maria Antoinette sich mit fürstlichem Anstande bei dem Henker Samson entschuldigte, daß sie ihm beim Aufsteigen zum Blutgerüst auf den Fuß getreten sei. Heiteres Gelächter ging um den

ganzen Erdball, als sich der Schustergeselle in Köpenik aus eigener Macht zum Hauptmann emporgeschwungen und der dortigen Behörde die Stadtkasse mit Eleganz abgefordert und sie auch erhalten hatte. Nicht selten spielten Narren den König und Weltweisen, und wiederum waren Könige und Philosophen die ausgemachtsten Narren: Spiel des Witzes mit Gegenjäten.

Vorstehende Blanderei mit ihren guten und schlechten Witzten bewies vielleicht dem Leser die Richtigkeit der Vergleichung des Witzes mit einer Würze an der Tafel der geistigen Genüsse des Lebens, einer Würze, die man so wenig entbehren möchte, wie das Salz in der Suppe. Wem aber dieser Vergleich nicht gefällt, der hat auch recht, wenn er guten, gesunden, „träsen“ Witz einen lieben Gefellen nennt, der die freundlichen Stunden auf der Lebenswanderung noch fröhlicher macht, in die trüben aber einige erheiternde Lichtstrahlen zu werfen vermag. So lange er nicht fade, faul, gemein oder boshaft ist, soll uns der Kamerad willkommen sein, und am liebsten, wenn er uns vor lauter Lustigkeit und Lachen Tränen entlockt.

Müßliche Hauswissenschaft.

Blut als Nahrungsmittel.

Die Gegenwart ist eine Zeit der scheinbaren Widersinnigkeiten. Wir leben von der Luft, wir bohren Löcher durchs Wasser, wir zahlen mit Geld aus Lehm, wir haben künstliche Augen, die für uns sehen, die für uns wachen, wir schmieren mit Stein und ölen mit Wasser; wir übertrumpfen die kühnsten Träume phantastischer Dichter; wir färben die Blätter lebender Bäume; wir machen Schokolade aus Kieselgur. Und doch gehen wir bei allem, was wir Großes bisher erreichten, noch immer an so vielem mit geschlossenen Augen blind vorüber, bis einer kommt und sagt: Da, seht Ihr nicht? So kam einer und lehrte uns den Stickstoff aus der Luft zu holen und ihn zum Düngemittel zu machen; da ging ein anderer hin, pulberte die steinige Thomasschlacke und gab so dem Ackerboden Nahrung zu neuer Frucht. So leben wir von der Luft und machen aus Steinen Brot. Dort wies ein anderer Forscher den Weg, aus Talkstein und Wasser ein Schmiermittel zu bereiten; er ölte mit Wasser und schmierte mit Stein; und ein weiterer ließ die tiefen, über 1000 Meter durch Triebfand und unterirdische Seen hinabführenden Kohlenschächte künstlich gefrieren und bahnte uns einen Weg zu sonst unerreichbaren Bodenschätzen; er bohrte das Loch ins Wasser; und wieder ein anderer schmolz in der gewaltigen Hitze des elektrischen Ofens das leichte Aluminium, aus fettem, gelbem Ton; so machten wir Geld aus Lehm; und noch ein anderer fand die geheimnisvollen Eigenschaften des Selen auf und baute kleine Zellen, die wie Augen wirkten, den nächtlichen Dieb beobachteten, uns riefen, für uns schauten und wachten. Ein anderer spritzte Teerfarbstoffe ins Splintholz der Bäume, und aus dem seideweichen Grün der Birke ward eine blutrote Fackel.

Ebenso seltsam wie die oben angeführten Tatsachen klingt zunächst der Vorschlag, Blut als Nahrungsmittel zu verwenden. Schon der Gedanke daran erweckt zwiespältige Gefühle. Blut erinnert an Wunden, Schmerzen